

Nr. 272. Bromberg, den 25. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

18. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Vorbei an Kinderbildern von den Jungens und ihr selber mit zwei straffen Zöpfen, noch schieferen Augen als jetzt und einem Mund von einem Ohr zum andern. Vorbei an Großvater, dem lieben alten, feinen Großvater in der Oberstuniform mit Orden — neben Großmutter mit Krinoline und Spitzentuff im Haar und langen Ohrringen. Vorbei an dem blanken Amerikabild von Malene, einfältig in schwarzem Brautkleid mit Schleier und Blumenstrauß, Arm in Arm mit dem Bräutigam, wassergekämmt, keck im Halbprofil.

Ganz hinten im Album hielt sie inne.

Da war ein Amateurbild, ein schlanker junger Mann im Tenniskostüm, schwarzhaarig, schwarzäugig, mit einem ziemlich selbstbewußten, überlegenen Ausdruck um den Mund, und mit Augen, die von Humor und Intelligenz blitzten.

Das sah Petra lange an. Dann legte sie das Album fort, blieb aber sitzen, die Arme um die Knie geschlungen.

Komisch. Vorher war ihr immer, als gehörte das Pastorhaus und alles hier zusammen mit Per Borting, besonders als sie beide noch in der Stadt waren. Und jetzt, wo sie verlobt mit ihm war, da war er gleichsam ganz weit, weit weg. Es war ihr nicht ein bißchen eklig gewesen, als Wilhelm Weyer sie damals geküßt hatte. Ganz natürlich und rechtmäßig, wie die Brüder, wenn sie betrübt war.

Aber eklig kein bißchen. Gar nicht.

Komisch. Denn eigentlich war Küssen doch eklig. Eine dumme Sitte.

Petra blies das Licht aus und schlief.

*

„Der junge Herr hat gesagt, ich soll Fräulein Petra wecken."

Anne-Stube stand vor dem Bett und zupfte Petra am Ärmel. Petra grunzte und schmiß sich auf die andere Seite.

„Stehen Sie auf, Fräulein."

Erneutes schwächeres Grunzen.

Anne-Stube ging.

Petra lag einen Augenblick. Fuhr auf, rieb sich ein Streichholz an, leuchtete auf die Uhr. Bah. Sie konnte gut noch zehn Minuten liegen, bis es wärmer wurde. Sie muschelte sich tüchtig in die Federbetten. Machte die Augen zu und fühlte sich mollig. Was Herrlicheres wie die letzten zehn Minuten gab's doch nicht. Aber nicht schlafen. Bloß die Augen ein ganz, ganz klein bißchen zumachen.

Per Borting ging im Eßzimmer auf und ab und sah andauernd nach der Uhr. Ging ins Studierzimmer und horchte nach oben.

Oben kein Laut. Und in einer Viertelstunde mußte er fahren.

Er wurde immer aufgeregter. Endlich ging er mit Sturmesschritt an die Küchentür.

„Kaffee", rief er.

„Haben Sie Fräulein Felber denn nicht geweckt?" fragte er, als Anne-Stube mit der messingnen Kaffeekanne kam.

„Natürlich. Das Fräulein war wach."

Sie blieb stehen und wartete.

Er setzte sich an den Tisch.

„Einschenken", sagte er wütend. Es blitzte blau hinter dem Klemmer und er war rot bis unter die Sommersprossen.

„Soll ich mal raufgehen und nachgucken?" fragte Anne-Stube, während sie den Kaffee in die Tasse spritzen ließ.

„Fräulein is vielleicht wieder eingeschlafen", sagte sie wieder, als keine Antwort kam.

„Nein."

Es kam verbissen.

Wenn sie das fertig brachte, sich einfach wieder hinzulegen und zu schlafen, heute — er wollte gewiß nicht jammern.

Er hatte es sich gestern und heute so oft gesagt, daß er vielleicht unklug gehandelt hatte, sie an sich zu binden, ehe sie selber so recht mit dabei war.

Aber sie war eben unberechenbar, so ganz anders wie die andern, die Erfahrenen, — Gott weiß übrigens, wo die ihre Erfahrungen her hatten; — aus der Literatur vielleicht.

Schließlich war es doch das beste für sie, daß sie nun auf den Weg gelenkt worden war, der zu ihm führte. Vielleicht war es dumm, daß er den Eltern nichts gesagt hatte, aber es war, als scheue er sich, andere darum wissen zu lassen, ehe sie ganz sein war. In vielen Dingen war sie doch ein warmes junges Weib, aber in diesem einen — Kind.

Er wurde weich. Ob er am Ende doch Anne-Stube bitten sollte? Der Schlitten fuhr vor. Er riß die Uhr heraus. Es war höchste Zeit. Er schluckte die letzten Kaffeeschlucke herunter und ging an den Ofen, wo sein Reisezeug zum Wärmen lag. Zog Vaters alten Fahrpelz und Reisestiefel an.

Anne-Stube war nach oben gerannt. Ihr Gewissen flüsterte ihr zu, daß sie ja nicht gerade viel Antwort bekommen hatte, als sie weckte. Außerdem fand sie die Sache an sich viel zu interessant, um nicht nach Kräften drin mitzuspielen.

„Fräulein, — großer Gott, der junge Herr muß in fünf Minuten abfahren."

Petra war mit einem Satz auf.

„Du Schaf. Warum hast du mich nicht aus dem Bett gezogen. Du weißt doch, wie ekelhaft das Aufstehen ist, wenn man müde ist. Is er fühnsch?"

„Na, nich grade sanft", sagte Anne-Stube. Sie steckte die Lampe an und rackelte am Ofen.

Petra stand vor dem Waschbecken in ihrem langen Nachthemd und wollte es gerade abwerfen. Plötzlich hielt sie inne. „Ja, aber jetzt ist es doch wohl zu spät, Anne-Stube, was? Dann kann ich mich doch gern wieder hinlegen?"

„Ja, zum Anziehen reicht's nicht mehr", sagte Anne-Stube.

„Uff. Wenn er bloß fühnsch wär. Aber er wird traurig", bereute Petra.

Die Schlittenglocken kamen ums Haus, machten halt vor dem Haupteingang.

„Ach, er kommt hier heraus. Dann kann ich den Kopf aus dem Fenster stecken", sagte Petra ganz beruhigt.

Schwere Tritte im Flur. Die Haustür wurde aufgerissen. Petra riß das Fenster auf.

„Lebewohl! Denk' mal, ich hab' mich ganz verschlafen. Haha." Sie fand es ungeheuer komisch.

Er schien nicht ganz einig.

„Ja, das hab' ich gemerkt", sagte er trocken. „Dank wenigstens für dein Lebwohl. Und schreib' mir bald. Danke für alles."

Mehr und mehr Wärme kam in seine Stimme.

„Ja, natürlich, schreiben tu ich", sagte Petra. „Und grüß auch schön, wenn du jemand von meinen Leuten siehst. Auf Wiedersehen! Hu, ist das eine Hundekälte."

Das war das letzte, was er hörte. Dann klappte das Fenster zu. Eine kleine weiße Gestalt lehnte sich an die Scheibe und winkte, als der Schlitten abfuhr.

Und Per Borting, der frischgebackene Bräutigam, fuhr glückselig ab.

Petra war von der eisigen Luft ganz wach geworden. Schnell schlug sie das nasse Handtuch um sich. Huhu! Sie rieb sich blaurot über den ganzen Körper.

Dann zog sie sich an; langsam. Sie hatte übermäßig viel Zeit. Sie hängte das schwarze Kleid unter den Vorhang in der Ecke und nahm das weiche, weinrote, das ihre bräunliche Haut noch samtener machte. Wodurch das kam, darüber hatte Petra nicht nachgedacht, aber daß sie hübsch war in dem Kleide, das wußte Petra.

Sie holte ihr Schreibzeug hervor und fing einen Brief an die Amtmännin an. Dankte für die lieben, teilnehmenden Briefe und die Blumen für Vater; die allerschönsten von allen waren ihre und Wilhelm Weyers, erzählte von der Beerdigung und schrieb zuletzt: gestern hab' ich mich mit Per Borting verlobt, und nun werden Sie wohl zufrieden sein, daß es nun bloß noch der eine ist, und bitten Sie Wilhelm Weyer, daß er mir gleich schreibt, mit drei Strichen drunten, und er soll mir erzählen, wie er es findet. Weiter kein Wort über die Sache. Aber sie möchte sehr gern wieder zu ihr kommen, wenn die Amtmännin sie brauchen könnte.

Herr und Frau Pastor saßen am Frühstückstisch, als Petra durch die Stuben gehüpft kam.

„Morgen. Denkt mal, ich bin wieder eingeratzt", bekannte sie, „aber ich hab' durchs Fenster gewinkt und Kaffee hat er auch gekriegt."

Keiner antwortete.

Der Pastor sah das Weinrote von oben bis unten an, durch die Brille. Über die Brille. Hatte sie denn kein Gefühl wie andere Menschen? Hatte sie keine Ahnung von Sitte?

Frau Helene sah Petra auch verwundert an, aber im selben Augenblick sah sie, wie die warme rote Farbe zu der braunen Haut und dem braunen Haar und den grauen Augen paßte. Und Frau Helene schmeichelte sich, einen guten Geschmack zu haben. Und eine Schwäche für alles Schöne. Das wurde als eine Art Entschuldigung gesagt. Aber eigentlich war es ihr Stolz. Außerdem war es wahr.

Als sie den Blick ihres Mannes auffing, lächelte sie.

Der seine glitt gekränkt ab. Nun, wenn man die erwartete Hilfe nicht bekam, mußte man selber reden.

„Guten Morgen", sagte er steif. „Sagen Sie mir, Fräulein Petra, gedenken Sie Ihren Vater auf diese Weise zu betrauern?"

Petra sah auf.

„Vater wollte nie, daß man Trauerkleider tragen sollte. Ich bin furchtbar traurig inwendig", antwortete sie mit leiser Stimme. Sie fühlte, die Tränen wollten kommen, aber sie machte sich starr. Sie wollte sich nicht preisgeben.

„Es steht Ihnen übrigens gut", sagte Frau Helene. „Ich finde, Sie haben recht, ich mag auch kein Schwarz leiden. Aber ins Dorf gehen Sie in der Toilette lieber nicht." Und dabei lächelte sie.

Der Pastor machte eine erschrockene Gebärde bei dem bloßen Gedanken.

Petra sah von einem zum andern.

Dachten die denn, daß sie das schwarze Kleid abgelegt hatte, um hübsch zu sein? Sie hatte es doch bloß getan, weil Vater es so lieber hatte. Das heißt nicht bloß. Schwarz war unheimlich.

Weiter wurde am Frühstückstisch nichts gesprochen. Draußen in der Küche hörte man den Ollejens hereinstapfen, gleich darauf kam Anne-Stube mit der Posttasche.

„Sag' zu Hans, er soll in einer halben Stunde mit dem Schmalschlitten vorfahren", beorderte der Pastor. „Ich fahre zum Landrat."

Schweigend reichte er zwei Briefe zu Petra hinüber. Den einen besah er nochmals, ehe er ihn abgab.

„Merkwürdig, wie die Handschrift Pers gleicht", sagte er.

„Ist auch von ihm", sagte Petra ruhig. Es waren ein paar Abschiedsworte, noch auf dem Bahnhof hingekritzelt.

„So?"

Des Pastors Stimme war fragend.

„Ach, bloß dummes Zeug", sagte Petra und steckte den Brief in die Tasche; „noch bloß 'n büschen Adjö".

Der Pastor und Frau Helene wechselten Blicke.

Petra besah das andere Kuvert, wurde eifrig, riß es auf. Zwei Bogen gefüllt mit einer großen, flotten Schrift.

Petra las schnell die Seite runter und blätterte um, las nochmal zurück und las wieder, lächelte ein wenig, wurde dann sehr ernsthaft und wischte eilig etwas aus dem Augenwinkel. Dann lächelte sie wieder.

Sie vergaß ganz, weiterzuessen.

„Der ist aber von einem lieben Freund", sagte Pers Mutter im Namen ihres Jungen etwas fragend; denn Petras Interesse für diesen Brief war viel größer als für den andern.

Petra nickte.

Plötzlich fuhr sie mit einem Satz vom Tische hoch, daß der Kaffee überschwappte und braune Flecken auf das weiße Tischtuch spritzten.

„Er kommt hierher", sagte sie und sah auf mit glänzenden Augen. „Ja, ich meine natürlich nicht hierher", verbesserte sie sich. „Aber her."

„Wer wird unser Dorf mit seinem Besuch beehren, wenn man so frei sein darf, zu fragen?" fragte der Pastor. Er wickelte seine Serviette sorgfältig zusammen, steckte sie in den Ring, beugte den Kopf ein Weilchen über die Hände und stand auf.

„Kandidat Weyer", sagte Petra glückstrahlend, „er war lange auf Reisen für seine Zeitung, sonst wäre er zur Beerdigung gekommen, und jetzt hat er hier was zu tun für seine Tante, Frau Amtmann Tuesen. Was das wohl ist?"

„Steht er Ihnen so nah?" fragte Frau Helene etwas spitz.

„Ja", nickte Petra.

„Ist er ein Freund von Per?"

Petra lachte.

„Die hacken immer tüchtig aufeinander rum".

Frau Helene meinte, es wäre doch sonst nicht ihres Sohnes Gewohnheit, zu „hacken". Der Pastor stand noch am Tisch und sah in die Zeitung. Bei dem etwas erregten Ton seiner Frau sah er auf.

„Sie werden wohl eifersüchtig sein", sagte Petra beruhig.

Der Pastor sah seinen Gast lange durch die Brille an.

„Haha!" lachte Petra.

Es steckte nicht an.

„Gesegnete Mahlzeit", sagte Frau Helene. „Fährst du bloß zum Amtmann?"

Der Pastor mußte noch bei dieser Frau vor. Vielleicht war auch der Schulze nötig. Es würde wohl eine Verhaftung geben.

„Du könntest Amtmanns zum Sonntag einladen. Bitte auch ja den Assessor mit", sagte Frau Helene.

Der Pastor zog die Reisekleider an, Reisestiefel und Fahrpelz von städtischem Schnitt.

Sie standen am Fenster und sahen ihm nach, als er wegfuhr. Hinten auf saß Hans in Sonntagslivree. Der Pastor hatte noch nie einen Zügel in der Hand gehabt.

„Er mag die ganze Lastube arretieren", murmelte Petra, „den Rechten erwischt er doch nicht."

„Sagten Sie etwas?" fragte Frau Helene.

„Nein. Nix von Bedeutung."

Sie sahen die Braunmähre leicht den feingepflügten Weg hinablaufen, dann halt machen, damit der Ollejens den Schneepflug auf die Seite werfen konnte, und dann einbiegen in die Landstraße zum Amtshaus.

Schnee lag in der Luft, aber noch hielt das Wetter.

„Ich geh' ein bißchen zu Maren rauf und helfe ihr beim Packen", sagte Petra.

„Sie kommen doch zu Tisch? Und dann — nicht wahr — Sie ziehen sich um?" fragte Frau Helene.

„Nein, ich ziehe mich nicht um", sagte Petra trotzig, mit einem sehr bestimmten Mund. Hätte bloß der Pastor nichts gesagt, aber nun — „Aber ich komme zu Tisch nach Hau — nach hier."

Eine Weile darauf sauste etwas Schwarzes und Rotes auf Ski zum Fluß hinab.

Sie hatte erst ihr Skikostüm anziehen wollen, aber nun gerade nicht.

Unten am Flußhang machte sie plötzlich halt, kehrte um und arbeitete sich den Hügel wieder hinan. Aber nicht zum Pastorhaus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein falsches Datum.

Skizze von Wolfgang Federau.

Als Bob mit wenig mehr als zwanzig Jahren nach Indien kam, durften sich seine Eltern, die ihn mit Tränen und vielen guten Ratschlägen entließen, berechtigterweise der Zuversicht hingeben, daß ihr Sohn am Anfang einer glänzenden Laufbahn stehe. Sein Vater verfügte über ausgezeichnete und freundschaftliche Beziehungen zu vielen einflußreichen Leuten im Kaiserreich Indien.

Wirklich wurde Bob bei der Beiruts Fruit Cie. Ltd. in Kalkutta wie ein Sohn aufgenommen. Der alte Direktor Pinner stellte ihn persönlich seinen zukünftigen Kollegen vor.

Anfänglich natürlich ging alles ganz gut. Bob arbeitete sich sehr rasch ein, und nach drei oder vier Jahren hatte er bereits einen ziemlich verantwortlichen und gut bezahlten Posten. Aber dann geriet er auf die schiefe Bahn.

Eine Weile, eine kleine Weile langte sein Geld aus. Dann begann er zu pumpen. Aber da er das Zurückgeben vergaß, versiegte auch diese Quelle sehr bald. Schließlich vergriff er sich an fremdem Geld.

Bob wurde erwischt — natürlich wurde er erwischt. Man drückte beide Augen zu, und Bob hielt sein Versprechen, sich zu bessern, getreulich drei Monate. Dann war es wieder aus.

Diesmal nun ließ er sich nicht mehr halten. Es ging nicht, beim besten Willen nicht. Der Direktor bot ihm an, ihn auf ein Schiff bringen zu lassen und die Rückreise für ihn zu bezahlen. Aber Bob sträubte sich mit Händen und Füßen, denn er schämte sich.

„Nie", so schwor er, „sollen meine Eltern erfahren, was aus mir geworden ist. Ich will verschwinden."

Pinner mußte ihm recht geben. Er drückte ihm ein paar Banknoten in die Hand und entließ ihn.

Ja und dann verschwand und entglitt Bob Meynert dem Gesichtskreis derer, die ihn einstmals als zu ihnen gehörig betrachtet hatten. Einer seiner früheren Kollegen wollte ihn einmal irgendwo betteln gesehen haben. Das klang aber nicht sehr wahrscheinlich. Denn ein letzter Rest von Selbstachtung hält den Europäer gerade von diesem äußersten Schritt fast immer zurück. Es war deshalb viel eher und mit größerer Gewißheit anzunehmen, daß Bob es vorzog, auf irgendeine dunkle und vielleicht sehr illegale Art sein Dasein weiter zu fristen . . .

Schlimm war die Sache nur mit Pinner, dem Direktor. Mit dem alten Meynert drüben in London verband ihn eine auf alter Waffenbrüderschaft beruhende Freundschaft, die an Herzlichkeit das übliche solcher Beziehungen weit übertraf.

Als Meynert senior drei Monate ohne Mitteilung von seinem Sohne geblieben war, schrieb er einen aufgeregten, beschwörenden Brief an Pinner. Der schloß sich mit diesem Brief und seinem ersten Prokuristen für ein paar Stunden in seinem Arbeitszimmer ein, und das Ergebnis dieser Beratungen war, daß Pinner seinem Freunde einen langen, langen Brief schickte. Er schrieb, daß es sein Herz zerreiße, eine solche Unglücksbotschaft verfassen zu müssen, daß aber jedenfalls Bob, den alle hier seines gutherzigen Wesens und seiner außerordentlichen Tüchtigkeit wegen so sehr geliebt hätten — vor einiger Zeit an einem eben hier grassierenden Fieber erkrankt und, trotz bester und aufopferndster Pflege, nach qualvollen Leiden sanft entschlafen sei.

Ja, und dann, zum Schluß, schrieb er noch, daß Bob dank seiner Sparsamkeit eine nicht unerhebliche Summe zurückgelassen hätte, die bei ihm, Pinner, zur Verfügung stehe. Alles sonstige Privateigentum Bobs sei leider, um jeder Übertragung der bösen Krankheit entgegenzuwirken, auf Anordnung der Gesundheitspolizei verbrannt worden. Man habe Bob auf dem Friedhof der europäischen Kolonie beerdigt.

Pinner hatte geglaubt, Meynert oder seine Frau würden in einem verzweifelten Antwortschreiben um nähere Mitteilungen bitten, und überlegte sich schon allerhand, was er dann sagen wollte. Aber statt dessen kam ein Telegramm: „Ankommen mit dem nächsten Dampfer."

Diese Mitteilung traf den Direktor wie ein Schlag. Er hätte jetzt gern seine erste Lüge rückgängig gemacht.

Pinner beriet mit den Behörden, zu denen er seit Jahrzehnten gute Beziehungen unterhielt. Und nach langem Hin und Her erhielt er die Erlaubnis, auf dem Friedhof eine Grabstelle herrichten und mit einem entsprechenden Stein schmücken zu lassen.

„Aber wenn der Alte seinem Sohn begegnet, hier irgendwo in den Straßen?" gab der Polizeimajor zu bedenken.

Pinner hatte auch daran gedacht. „Es ist kaum zu befürchten", meinte er. „Aber wenn Sie, Herr Major, an eine entfernte Möglichkeit dieser Art glauben, möchte ich Sie bitten, Bob unter irgendeinem Vorwande vorher aufgreifen und für die Dauer des Aufenthaltes seiner Eltern inhaftieren zu lassen."

„Ich glaube, es wird nicht nötig sein", gab der Major zu. „Einer meiner Leute hat ihn letzthin gesehen. Mit dem früheren Bob Meynert besteht keine große Ähnlichkeit mehr."

Pinner entfaltete jetzt eine fieberhafte Tätigkeit. Seine Leute wurden in Kenntnis gesetzt und eingehend unterrichtet, auch die Mitglieder des Klubs, in dem Bob früher zu verkehren pflegte, kurz, jeder, mit dem Bob jemals in Berührung gekommen war, jeder, den ein Zufall jetzt vielleicht mit den Eltern zusammenbringen konnte.

Ein Grabhügel wurde hergerichtet, mit Blumen geschmückt, die schon nach ein paar Tagen unter der grellen Sonne so verwelkt und ausgedörrt waren, als lägen sie bereits viele Wochen hier. Schließlich stellte man auch einen Grabstein, einen schlichten, vornehmen Stein auf, der diese Worte trug: Bob Meynert * 12. 4. 1900 London. † 17. 5. 1927 Kalkutta.

Drei oder vier Tage vor der erwarteten Ankunft der alten Meynerts erschien plötzlich der Polizeimajor sehr aufgeregt in dem Bureau Pinners. „Es hat sich", sagte er stotternd, „in dieser Nacht jemand auf dem Friedhof erschossen. Man fand die Leiche auf dem von Ihnen errichteten Grab. Es war . . ."

Pinners Augen verglasten. „Bob?" fragte er leise.

Der Major nickte nur.

„Meinen Sie", flüsterte Pinner nach langer Pause mit heiserer Stimme, „meinen Sie, daß er geahnt hat? . . ."

„In seiner Hand", sagte der Major, „in seiner Hand fand man diesen Zettel."

Er reichte Pinner ein schmutziges Blatt Papier. Bob Meynert hatte es mit ein paar Worten bekritzelt: „Das Datum des Todestages stimmt nicht."

„Kein Gruß an die Eltern?" fragte Pinner erschüttert.

„Er schämte sich wohl", sagte der Major leise.

Und so kam es, daß die Alten doch nicht an einem leeren Grab beten mußten.

Aphorismen.

Von Heinrich Renck.

Wer den Schlüssel zum Weltgeheimnis sucht, muß sich gedulden, bis der liebe Gott einmal den Hausschlüssel verliert.

•

Die reifste Altersweisheit besteht darin, daß man den Verlust seiner Jugendtorheit bedauert.

*

Geistesblitze leuchten im Gegensatze zu den Blitzen des Himmels um so prächtiger, je heller die Umgebung ist.

*

Wann ist man eigentlich in den sogenannten besten Jahren? Schwerlich dann, wenn einem öfter versichert wird, man befinde sich darin.

Krankenkasse.

Max ist in der Krankenkasse.
Max zahlt monatlich vier Mark.
„Und wenn ich jetzt sterbe?" fragt Max.
„Da kriegen Sie nichts."
Max murrt:
„Wieso?"
„Die Krankenkasse zahlt nur, wenn Sie krank sind."
„Wer zahlt denn, wenn ich sterbe?"
„Die Sterbekasse."

*

Max geht in die Sterbekasse.
Max zahlt monatlich vier Mark.
„Und wenn ich von heute auf morgen sterbe?" fragt Max.
„Da kriegen Sie nichts."
Max murrt:
„Wieso?"
„Die Sterbekasse zahlt nur, wenn Sie nach Ablauf von fünf Jahren Wartezeit und langsam sterben."
„Wer zahlt denn, wenn ich plötzlich sterbe?"
„Die Lebensversicherung."

*

Max geht in die Lebensversicherung.
Max zahlt monatlich vier Mark.
„Und wenn ich jetzt von einem Auto überfahren werde?" fragt Max.
„Da kriegen Sie nichts."
Max murrt:
„Wieso?"
„Die Lebensversicherung zahlt nur, wenn Sie eines normalen Todes sterben."
„Wer zahlt denn, wenn ich von einem Auto überfahren werde?"
„Die Unfallversicherung."

*

Max geht in die Unfallversicherung.
Max geht noch in hundert andere Kassen.
Max zahlt und zahlt.
Jeden Monat.
Eines Tages ist Max tot.
Aber keine Kasse zahlt.
Denn Max hat eine Versicherung vergessen:
Max hat sich nicht gegen die Versicherungen versichert.
Max ist verhungert!

Jo Hanns Rösler.



* **Eine Wohnung und 23 Hereingefallene.** In Budapest hat sich ein Betrugsfall ereignet, der wohl einzig in seiner Art sein dürfte. In einer Zeitung erschien ein Inserat, in dem eine herrschaftliche Wohnung preiswert zu vermieten war. Es meldeten sich Unzählige, da auch in Budapest eine große Wohnungsnot besteht. Der Vermieter bestellte nacheinander die einzelnen Leute zu sich, schloß einen Vertrag ab und erklärte, daß er den Schlüssel in den nächsten Tagen zustellen werde. Die Räume stünden ab 1. November, 6 Uhr nachmittags, zur Verfügung. Die Miete war mindestens auf zwei Monate im voraus zu zahlen. Wer beschreibt aber das Erstaunen der Mieter, als sich am fraglichen Tage 23 verschiedene Leute einfanden, die jeder einen Schlüssel erhalten hatten und sich als den rechtmäßigen Mieter der Wohnung betrachteten. Teilweise hatten die Leute sogar für ein halbes bzw. ein ganzes Jahr die Miete im voraus bezahlt, nur um die Wohnung zu bekommen. In ein heikles Dilemma geriet dann der richtige Hausherr, als er hinzukam und die Bescherung sah. Natürlich konnte er keinem der Leute die Wohnung überlassen; er war selbst erst eingezogen. Doch konnte er schnell Aufklärung geben. Sie alle hatten den Vertrag nach ihm mit dem früheren Mieter der Wohnung abgeschlossen, der inzwischen das Weite gesucht hatte. Das Bedauerliche aber war weiter, daß 21 der neuen Mieter inzwischen ihre alte Wohnung schon aufgegeben hatten, ja, sogar schon in mehreren Fällen die Möbelwagen hatten beladen lassen, die dann auch abends gegen 7 Uhr von allen Seiten pünktlich einliefen.

* **Das Gespenst der Oper.** In der großen Londoner Covent-Garden-Oper wurde vor einigen Tagen ein Ball gegeben. Während tausende von Paaren unter den Klängen der Musik das Tanzbein schwangen, erschien plötzlich ein Gespenst unter der Theaterkuppel. Es bewegte sich langsam durch die Luft und verschwand in entgegengesetzter Richtung. Der Orchesterdirigent Darewski erzählte später, daß während er einen Walzer dirigierte, ein Flötenspieler plötzlich zu spielen aufhörte und mit weit aufgerissenen Augen nach der Decke starrte. Der Kapellmeister schaute in derselben Richtung hinauf und sah mit Schrecken eine gespenstische Rittergestalt, die durch die Lüfte zog. Dieser Anblick erfüllte den Dirigenten mit solcher Angst, daß ihm der Taktstock aus den Händen fiel. Das Orchester hörte auf, zu spielen. „Ich kann mich noch nicht beruhigen", sagte Darewski zu einem Zeitungsreporter. „Jedesmal wenn ich die Augen schließe, sehe ich das fliegende Gespenst und fange an, zu fiebern. Es war noch ein Glück, daß das tanzende Publikum von dem Vorfall nichts bemerkt hatte, sonst wäre eine Panik entstanden, die vielleicht viele Menschenopfer zur Folge haben konnte." Die Londoner Presse berichtet, daß während der letzten hundert Jahre in der Covent-Garden-Oper von Zeit zu Zeit ein Gespenst beobachtet werden konnte. Die ältesten Theaterdiener meinen, es sei der Geist des Schriftstellers Sheridan, dessen Schauspiele heute noch auf dieser Theaterbühne gegeben werden.

* **Der Lachmesser.** Wenn es auf gründliches Arbeiten und Wirkung ankommt, kann man sich an der Filmindustrie in Hollywood, die von äußerst tüchtigen Geschäftsleuten geleitet wird, ein Beispiel nehmen. So hat die Paramount einen neuen Apparat in Gebrauch genommen, der „Lafcgraph" heißt. Er soll den Grad der Heiterkeit der Zuschauer in Kinos bei der Vorführung von Lustspielen bestimmen. Je nach der Lautstärke der durch den Film bewirkten Lachsalven springt ein Zeiger, der die folgenden Nuancen anzeigt: Gekicher, Gegrinse, Lachen, Brüllen und Schreien. Das Schreien hat noch zwei Einstellungen: „sreams" und „screeches". Der Zweck ist nicht allein, genau zu wissen, welche Lustspiele und welche Komiker den meisten Lacherfolg haben, sondern auch, in welchen Städten, bei welchen Rassen und Klassen die verschiedenen Lustspiele die größte Wirkung erzielen, was den Handelswert der Filme für die verschiedenen Orte bestimmt.

Lustige Rundschau



* **Mitleid.** Weil Minna alles entzwei geworfen hat, kündigt man ihr. Weinend verläßt sie das Haus. „Jetzt weinen Sie!" sagte vorwurfsvoll die Gnädige. „Sie hätten lieber vorher besser aufpassen sollen! Warum weinen Sie denn jetzt?" — „Weil ich an meine arme Nachfolgerin denke . . ."

* **Das Messer.** Fritsche geht zum Friseur. „Rasieren!" sagt er. Der Friseur setzt an. Das Messer saust in die linke Backe. Das Messer saust in die rechte Backe. — Nach fünf Minuten blutet Fritsche das Kinn, die Nase, das Ohr. „Geben Sie mir auch ein Rasiermesser!" bittet Fritsche. — „Wozu?" — Sagt Fritsche: „Um mich zu verteidigen."

Peter Prior.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.